

Nr. 3 Mai/Juni 2003

Gehet hin!

MISSIONSBLATT



**Missionarfrauen
berichten**

**Der künftige
Missionsdirektor
stellt sich vor**



LUTHERISCHE KIRCHENMISSION (Bleckmarer Mission)

Liebe Leserinnen und Leser	3
Beim Wort genommen	
Der Herz und Seele heilt	4
Von Personen	
Der künftige Missionsdirektor stellt sich vor	6
Missionarsfrauen berichten	
Mission Hoffnung: Auf andere zugehen und Vertrauen aufbauen	7
Schulunterricht zu Hause – geht das?	10
Anders, als ich dachte – ein Rückblick auf zehn Jahre in Botswana	13
Container, Handys, eine Schnapsfahne und Apfelmus im Bad	15
Kleinkindgottesdienst – eine missionarische Chance	17
„Sicherheit und Geborgenheit finden wir nur im Glauben“ – Begegnung mit Schicksalen von Flüchtlingen aus Simbabwe	19
Gott hat es gut mit uns gemeint – Elternschaft nach acht Jahren „Schwangerschaft“	21
Missionsveranstaltungen	23
In Kürze	24

Wir beten ...

für die Frauen der Missionare der Lutherischen Kirchenmission, dass Gott ihnen Kraft gebe für ihren Dienst an ihren Familien und, wo sie in der missionarischen Arbeit mitwirken, Freude an dieser Arbeit und Gelingen (siehe Beiträge auf den Seiten 7 bis 21);

für Familie Meyer, dass Gott den Eltern Hanna und Rainald Weisheit und Ausdauer schenke in der Erziehung ihrer beiden Adoptivkinder, und dass Enzo und Jason Meyer in ihrer neuen Familie gesund und fröhlich aufwachsen (siehe Seite 21);

für das Land Simbabwe und seine Menschen, dass die Regierenden zurückkehren zu einer Politik, die von Recht und Gerechtigkeit für alle Bürger bestimmt ist, und dass sie alles tun, damit sich die Lebensbedingungen normalisieren; auch für die, die das Land notgedrungen verlassen haben, dass sie woanders Heimat und Auskommen finden (siehe Seite 19).

Bild Seite 5: Foto: FOUZA

Herausgeber im Auftrag der Missionsleitung: Pfarrer Gerhard Heidenreich, Missionsdirektor. Redaktion: Gabriele Dittmer, Gerhard Heidenreich, Joachim Schlichting. Verlag: Lutherische Kirchenmission (Bleckmarer Mission), Teichkamp 4, 29303 Bergen; Internet: www.mission-bleckmar.de; E-Mail: LKM@Selk.de; Telefon (050 51) 98 69-11/-21; Fax: (050 51) 98 69-45. Bankverbindung: Volksbank Celler Land eG (BLZ 257 916 35), Kto. 100 423 900. Erscheint sechsmal jährlich; Bezug kostenlos (Spende erbeten). Druck: MHD Druck und Service GmbH, Hermannsburg. **ISSN 1437-1146.**

Liebe Leserinnen und Leser,

wenn Sie Berichte im Missionsblatt lesen, stellen Sie sich das Land oder den Ort auch bildlich vor? Oft ist Botswana das Thema. Manchmal ist von sengender Hitze und kalten Wintern, von Schlangen und Skorpionen die Rede. Oder denken Sie an Dokumentarfilme im Fernsehen, die die dortigen Verhältnisse widerspiegeln. Landschaften werden gezeigt. Reportagen über Wassernot sind zu sehen. Uns wird bei dem Anblick von Einheimischen, die vor einem Brunnen stehen, wieder bewusst, wie wichtig Wasser ist und wie selbstverständlich wir damit umgehen.

Auch Diavorträge von Missionaren haben unsere Vorstellung über die Missionsarbeit, Land und Leute geprägt. Man sieht Gebäude vor sich, dürre Landstriche, viele Kinder, die gern fotografiert werden wollen, und vieles mehr. Im Ohr hat man die Darstellungen der Missionare von ihrer Arbeit und den Schwierigkeiten. Man freut sich und ist dankbar über Erfolge und positive Entwicklungen. Manch einer von ihnen hatte vielleicht die Gelegenheit, Missionare zu besuchen oder im südlichen Afrika einen Lebensabschnitt zu verbringen. Hier in Deutschland können wir die neuen Missionsprojekte besuchen und selber aktiv unterstützen. Gewisse Bilder haben sich in unser Gedächtnis geprägt.

Wenn wir also über Mission nachdenken, machen wir uns dabei auch Gedanken über die Frauen der Missionare? In dieser Ausgabe kommen sie zu Wort. Es ist sehr interessant, über ihre Aktivitäten und Einsatzfreude einiges zu erfahren. Von alltäglichen oder größeren Problemen ist zu lesen. Liane Wille-Auel schreibt über einen Frauen-

kreis in einem Vorort von Rio de Janeiro. Auf zehn Jahre Botswana blickt Michaela Krieser zurück. Einige Berichte enthalten auch familiäre und persönliche Sorgen, zum Beispiel die Schulausbildung für das eigene Kind zu finden, zu organisieren, oder die Freuden und Leiden mit aufgeweckten Adoptivkindern. Ich will nicht zu viel verraten. Bitte lesen Sie selbst.

Das Redaktionsteam wünscht Ihnen Freude am Lesen und ein gesegnetes Pfingstfest mit viel Sonnenschein.



Ihre Gabriele Dittmer

Marie-Luise Seifert

Der Herz und Seele heilt

Ich bin der Herr, dein Arzt. 2. Mose 15, 26 b



Foto:
Schwertner

Dieses Wort, so viele Erinnerungen, so viele Bilder ... „Ich bin der Herr, dein Arzt“, so viele Hilfe in Krankheit, unerwartet und wunderbar, machmal auch Enttäuschungen, wenn Gott völlig anders handelte als erwartet.

„Wie geht es deiner Enkelin? Wie ist sie aufgestanden?“ „Sie ist krank, und ich habe schon gesagt, sie soll in die Kirche gehen, damit dort für sie gebetet wird.“

... krank. Damit hatte ich schon gerechnet, seit ich sie beim letzten Mal gesehen hatte. Krank, war sie das nicht schon lange? Schon in Kindestagen in der Familie ein durch Alkohol bestimmtes Leben kennen gelernt, selbst bald mit Alkohol in Berührung gekommen, später abhängig geworden, keine Kraft, regelmäßige Arbeit durchzuhalten, Lieblosigkeit in der Familie, Vernachlässigung.

... krank. Der vorsichtige andere Weg in Kirche und Gemeinde – auch wieder zerstört durch den Alkohol. „Wenn ich ein besserer Mensch bin, dann komme ich.“ Manchmal ist einfach jedes Wort vergeblich. Wir ließen sie ziehen, aber sie blieb in unseren Herzen, und ich erkundigte mich bei ihrer Großmutter regelmäßig nach ihr.

... krank. Ich rechne mit dem Schlimmsten. Sie liegt draußen vor der Hütte, mit einer dünnen Decke bedeckt. Ein Mann setzt sich zu uns und sagt: „Wir sind krank.“ Diese Augen, diese großen Augen in dem abgemagerten Gesicht, diese dünnen Ärmchen, mit denen sie die Decke geradezieht!

Wir erzählen ihr von der Liebe ihres himmlischen Vaters. Wir erzählen ihr, dass ihr Heiland sie immer noch lieb hat und dass er auf sie wartet. Wir sagen ihr, dass er ihr alle ihre Sünden vergeben möchte. – Ist es schon für alles zu spät?

Das Wunder geschieht, ihr Herz öffnet sich. Es ist nicht zu spät! Ein paar Wochen später sagt sie uns, dass sie ganz getrost auf ihr Ende warten kann – weil sie weiß, dass es kein Ende ist, sondern ein Heimgehen zu ihrem himmlischen Vater, der sie mit offenen Armen empfangen hat. Ihr Herz, ihre Seele ist geheilt.

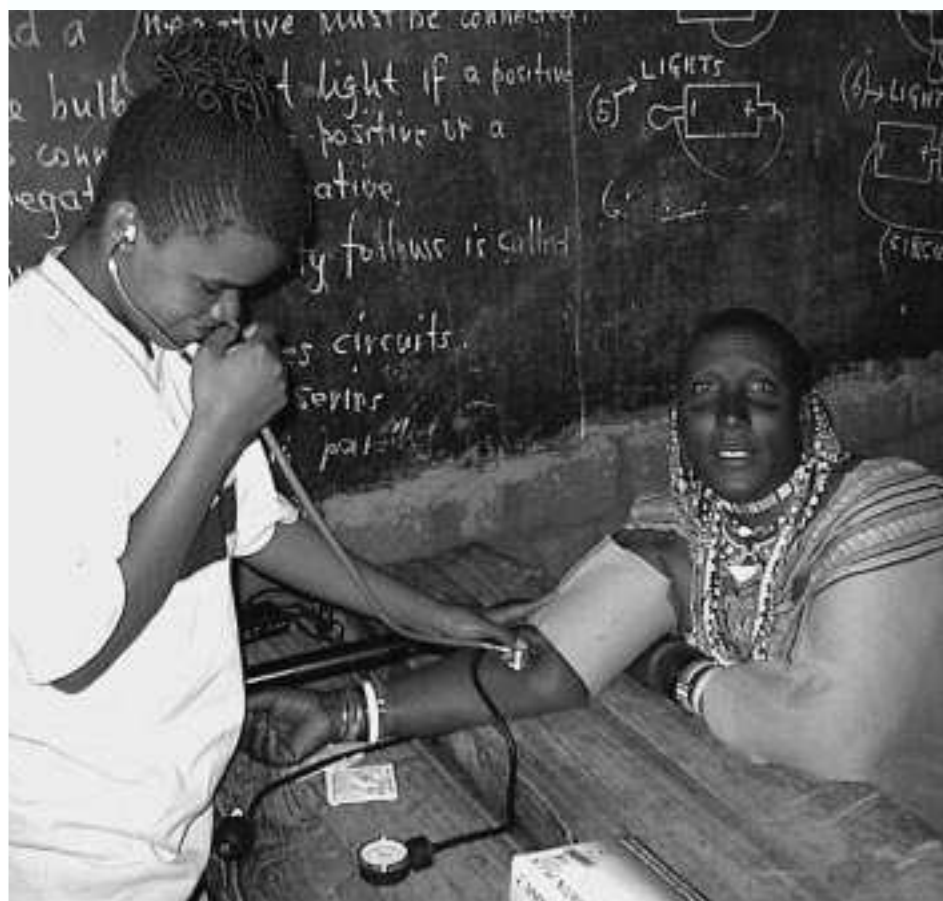
Als sie stirbt, ist niemand aus der Familie bei ihr. Ihre Großmutter, die am Morgen zu Besuch kommt, findet sie still auf ihrer Decke. Niemand da aus der direkten Familie, dem diese Nachricht sofort überbracht werden könnte.

Hatte diese junge Frau überhaupt jemals eine Chance auf ein gutes Leben? War ihr Leben nicht schon verloren, bevor es richtig begonnen hatte?

„Ich bin der Herr, dein Arzt.“ Durch diesen Arzt hatte sie eine Chance. Er ist der Arzt, der den Leib und die Seele heilen kann. Er handelt, wie er es für richtig hält. Wir können ihm vertrauen.

Viele Menschen sind krank. Wir kennen den Arzt.

Marie-Luise Seifert lebt mit ihrem Mann, Missionar Thomas Seifert, und ihren drei Kindern in Gaborone, Botswana.



Der künftige Missionsdirektor stellt sich vor



Markus Nietzke
Foto: Nietzke

Am 19. März 2003 wurde Markus Nietzke, bisher Pastor und Missionar der LKM in Gifhorn, durch das Missionskollegium der LKM zum neuen Missionsdirektor gewählt. Am 13. Juli 2003 wird er in Bleckmar in sein Amt eingeführt werden. Mit diesem Beitrag stellt er sich den Lesern von Gehet hin! – Missionsblatt vor.

„Geboren wurde ich in Klerksdorp, Südafrika, am 4. Juli 1964, und drei Wochen später vom eigenen Vater getauft. Meine Paten sind die ehemalige Missionsschwester Frau Marie-Charlotte Bente, Missionar i. R. Dr. E. A. W. Weber und Prof. i. R. Dr. Friedrich Dierks. Unschwer lässt sich erkennen, wie die missionarische Existenz der Menschen um mich herum einen prägenden Einfluss auf mein Leben hatte bis hin zum Berufswunsch, selbst Missionar zu werden. Von Kindheit an sind mir Menschen aus einem anderen Sprach- und Kulturkreis vertraut.

Die Schulzeit verbrachte ich in Ventersdorp. 1971 ging ich in Lachendorf zur Grundschule, 1978 in Celle. Konfirmiert wurde ich am 1978 in Johannesburg-Fairlands von Pfarrer Eckhardt Schroeder (Freie Evangelisch-Lutherische Synode in Südafrika). Er hat mich nicht unwesentlich beeinflusst, später das Studium der Theologie zu beginnen. Was meine spätere missionarische

Existenz angeht, prägten mich in der Schul- und Studienzeit in Südafrika neben meinem Vater Gespräche mit Dr. Daniel Mattson (damals Missionar der Lutherischen Kirche-Missouri Synode), aber auch Begegnungen mit allen Missionaren und allen Missionsvikaren der LKM in Südafrika.

Nach dem Matriek (= Schulabschluss) 1982 war ich verpflichtet, zwei Jahre Dienstzeit in der südafrikanischen Armee zu leisten. 1984 schrieb ich mich an der Universität Pretoria ein. Nach sechs Studiensemestern mit den Schwerpunkten Hebräisch, Griechisch und Germanistik und Tswana als Nebenfach erwarb ich 1987 den Grad Baccalaureus Artium an der Universität Pretoria. Ab 1987 setzte ich mein Studium an der Lutherischen Theologischen Hochschule Oberursel und an der Universität Hamburg fort. Seit 1989 bin ich mit Gisela, geb. Brandt, äußerst glücklich verheiratet. 1992 habe ich in Oberursel das Erste Examen bestanden. Meine Vikariatszeit führte mich nach Calgary (Kanada) und Groß Oesingen.

Nach dem Zweiten Examen und der Ordination am 28. Oktober 1994 wurde ich als Missionar nach Gifhorn entsandt. Gottes Segen darf ich in der Missionsarbeit spürbar erleben. Der Schwerpunkt in den ersten fünf Jahren meiner Arbeit dort war das Bemühen, Spätaussiedler in und um Gifhorn zu erreichen und mit ihnen eine Gemeinde zu gründen und zu festigen. In dieser Zeit studierte ich in meiner Freizeit per Fernstudium an der Fernuniversität Hagen die Fächer Literatur

und Geschichte mit dem Schwerpunkt Alte und Außereuropäische Geschichte. Nach der Verlängerung meines Dienstvertrages mit der LKM 1999 war es mein Anliegen, die Gemeindegarbeit zu konsolidieren und die

Philippusgemeinde in ihrer Verantwortung als Gemeinde der SELK zu festigen. Gisela und mir wurden von Gott bisher drei gesunde Kinder geschenkt: Michael (1997), Jochen (1998) und Jeremia (2002).“

Missionarstrauen berichten

Liane Wille-Auel

Mission Hoffnung: Auf andere zugehen und Vertrauen aufbauen



Dr. Liane Wille-Auel ist gebürtige Brasilianerin und lebt mit ihrer Familie in Nova Iguaçu bei Rio de Janeiro. Sie arbeitet dort als Kinderärztin. Sie ist verheiratet mit Pfarrer

Hermann Auel, der als Missionar der LKM 1970 nach Brasilien ausgesandt wurde. Ehepaar Auel hat fünf erwachsene Kinder.

Wer nur in deutscher oder mitteleuropäischer Umwelt lebt, kann sich das Leben und die Lebensqualität in den Vororten von Rio de Janeiro nicht vorstellen. Inmitten eines Großstadtgebietes von über acht Millionen Menschen zu leben, heißt, meistens zur gleichen Zeit isoliert und einsam zu sein. Hohe Mauern umgeben die Häuser. Grundstücksnachbarn und Wohnungsnachbarn kennen sich nicht. Und wen man nicht kennt, dem kann man natürlich auch nicht vertrauen. Es wird immer schwerer, Formen zu finden, wie es zu guten Begegnungen unter den Leuten kommen kann.

Nachdem unserer Mission „Hoffnung“ in Belford Roxo (ein Vorort von Rio mit 600 000 Einwohnern) ein eigenes Gebäude zur Verfügung stand – damals zunächst noch im Rohbau und ohne Fenster und Türen –, versammelten sich dort wöchentlich einige Frauen der Gemeinde mit mir zum Handarbeiten und zwanglosen Unterhalten. Es gab keine Lehrerin oder Kursusleiterin. Wer eine bestimmte Handarbeitstechnik kannte, Sticken, Häkeln, Tuchmalerei oder anderes, unterrichtete die anderen. Es dauerte nicht lange, bis unsere kleine Gruppe auf über zwanzig Frauen und Mädchen angewachsen war. Sie kamen hauptsächlich aus der unmittelbaren Nähe des neuen Kirchgebäudes. Einige Erfahrungen und Erlebnisse aus dieser Arbeit möchte ich mitteilen.

Sich öffnen

Wer mit Menschen arbeiten und ihnen in Jesu Name begegnen will, muss selbst bereit sein, sich für andere zu öffnen und über sich selbst zu sprechen. Dazu geben uns die

kleinen Arbeitsgruppen, die wir geschaffen haben, gute Gelegenheit. Dabei kommen natürlich das christliche Zeugnis und allgemeine Informationen über die Kirchengemeinde nicht zu kurz. In all unserem Tun und Verhalten möchten wir die realen Werte eines christlichen Lebens widerspiegeln: Offenheit, Ehrlichkeit, Geduld, Selbstlosigkeit, Zuversicht und Ausdauer. Diese Werte, die uns unser christlicher Glaube schenkt, sind hier meist unbekannt. Sie sind jedoch unerlässlich, um Vertrauen aufzubauen und um Türen, Ohren und Herzen für die Boten und die Botschaft des Evangeliums zu öffnen. Und das ist umso wichtiger, als wir hier in einem Stadtgebiet wohnen, in dem man fast an jeder Ecke eines jeden Stadtviertels eine mehr oder weniger christliche Gemeinschaft antreffen kann. Aus unserer Missionsarbeit „Hoffnung“ in Belford Roxo möchte ich einige Frauen vorstellen.

Waneide

Waneide ist die Mutter eines behinderten Kindes und eines Jugendlichen im Pubertätsalter. Sie wurde von einer Nachbarin der Kirche, die aus sicherer Distanz unsere Arbeit beobachtete, auf unsere Gruppe aufmerksam gemacht. Zuerst war sie sehr misstrauisch. Zur gleichen Zeit war sie aber auch neugierig und lernbegierig, obwohl sie sich sehr schämte, weil sie so ungeschickt und unpraktisch war. Sie begann mit einfacher Stickerarbeit im „Kreuzstich“. Wir besorgten ihr das nötige Material, und sie hatte sehr große Mühe am Anfang. Nach einigen Unterrichtsstunden gelang es ihr schließlich, ihre erste Blume selbstständig zu sticken. Aber Waneide fehlte nie. Manchmal kam sie verspätet, weil sie ihre behinderte Tochter

zur Therapie bringen musste. Jetzt begleitet sie uns schon drei Jahre lang und berichtet selbst, wie ihr Leben sich verändert hat. Sie hat mehr Selbstvertrauen gewonnen. Die Erniedrigungen durch ihren Mann, der sie immer als „zu nichts nütze“ ausschimpfte, nimmt sie mit Gelassenheit hin. Die Schwierigkeiten mit ihrem heranwachsenden Sohn und die ständige Fürsorge für ihre behinderte Tochter sind keine Alpträume mehr für sie. Sehr viele Gespräche, der Austausch von Lebenserfahrungen, gute Ratschläge und unsere Fürbitte haben ihr weitergeholfen. Durch die verschiedenen Handarbeitstechniken, die sie sich angeeignet hat und die sie auch ausübt, um ein bisschen Geld zu verdienen, hat sie gelernt, besser ihr Leben zu meistern. Waneide hat zwar weiterhin Probleme, doch weiß sie jetzt, sie besser zu verwalten.

Rita

Rita ist die Mutter von zwei Kindern: Cleiton mit vierzehn Jahren und Vitória mit fast vier Jahren. Sie hat einen zuverlässigen Ehemann, der jedoch wegen seiner Arbeitsstelle fast nie zu Hause ist. Cleiton ist, zum Teil wegen der fehlenden Präsenz des Vaters, sehr schüchtern und weicht gerne dem Umgang mit fremden Personen aus. Rita gefällt es in unserer Gruppe, weil sie sich hier sozial betätigen kann. Sie hat Tuchmalerei bei uns gelernt und hilft uns beim Planen und Organisieren der verschiedenen Aktivitäten, die wir in der Mission „Hoffnung“ ausführen.

Sie begann, regelmäßig an unseren Gottesdiensten teilzunehmen, brachte schon ihren Mann zu einem Treffen für Ehepaare mit und

hat mit der kirchlichen Aufnahmeunterweisung begonnen. Zum Einüben des Weihnachtsprogrammes im letzten Jahr brachte sie regelmäßig ihre Tochter Vitória mit, um zusammen mit ihr die neuen Weihnachtslieder zu erlernen und bei den anderen Vorbereitungen der Weihnachtsfeier behilflich zu sein. Sie möchte, dass ihre Tochter kontaktfreudiger aufwächst als Cleiton, und sie weiß, dass sie selbst dazu beitragen kann. Die Integration in unsere Gruppe ist für Rita und für die Gruppe von großem Wert und bedeutet für sie und, so Gott will, auch für die ganze Familie der Weg zu Christus.

Denise

Denise hat eine ganz andere Geschichte. Sie wohnte schon im Süden von Rio, da wo die Reichen wohnen und wo die schönen Badestrände sind. Sie ist ausgebildete Balletttänzerin, und lange Zeit war sie ganz aktiv bei künstlerischen und kulturellen Veranstaltungen der Großstadt. Als ihr Mann, ein



Neben ihrer Arbeit als Kinderärztin findet Liane Wille-Auel (Zweite von rechts, mit einer Ballettgruppe) immer wieder Zeit zur Mitarbeit in der Gemeinde.
Foto: Auel

bekannter Komödiant und dreißig Jahre älter als sie, sich aus der Hektik der Großstadt zurückzog und ein schönes Landhaus am Stadtrand baute, kamen die beiden in die unmittelbare Nähe der Stelle, wo heute der Sitz unserer Mission „Hoffnung“ in Belford Roxo ist. Das war vor gut zehn Jahren.

Denise lebt nun auch zurückgezogen und widmet sich fast ausschließlich der Fürsorge ihres Mannes und ihrer alten Mutter. Sie hat keine Kinder und kam mit einer Nachbarin zu uns. Zunächst kam sie nur sporadisch, weil sie öfter ihren Mann bei seinen Auftritten im Theater oder Fernsehen begleiten musste.

Im vergangenen Jahr bot sich Denise an, Tanzunterricht zusammen mit Gymnastik und Unterweisung für gutes Verhalten in der Gesellschaft zu geben. Das war etwas ganz Neues und Ungewohntes für eine christliche Mission. Entsprechend war auch die Nachfrage zunächst nicht sehr groß. Dennoch konnten zwei Projekte mit viel Anstrengung seitens aller Beteiligten durchgeführt werden: Ein Volkstanz, der zur Tradition der hiesigen Johannistagsfeste gehört, und ein Balletttanz, der die Ankunft und die Anbetung der Könige aus dem Morgenland darstellt. Diese beiden Projekte haben sowohl Denise als auch ihre Schüler sehr gefordert, denn der künstlerische und gemeinschaftlich Tanz verlangt Disziplin, Pünktlichkeit, Hingabe und gute körperliche Kondition und Koordination. Ein Projekt, geeignet für junge Erwachsene und Jugendliche, die durch das allgegenwärtige Fernsehen verzogen sind zu passiver Lebensweise und Konsumdenken.

Denise bewundert die Anstrengungen, die wir als christliche Mission machen, um den

Menschen weiterzuhelfen, die in oft hoffnungsloser Situation am Rande der Großstadt existieren. Und sie hat sich anstecken lassen. Sie sieht in der Teilnahme in unserer Gruppe für sich selbst eine Gelegenheit, anderen weiterzuhelfen. Denise, die sich selbst eine Zeit lang vom Buddhismus inspirieren ließ, als das in Künstlerkreisen Mode war, wird jetzt in unserer Mission „Hoffnung“ mit dem Evangelium und seiner befreienden Kraft konfrontiert. Wir hoffen, dass sich auch weitere neue Türen und Herzen dem Evangelium öffnen.

Zusätzlicher Einsatz

Sich für andere öffnen – Türen öffnen! Für mich und für unsere Familie bedeutet die Koordination und die Teilnahme an diesem Projekt der Mission „Hoffnung“ in Belford Roxo einen großen zusätzlichen Einsatz. Zweimal in der Woche arbeite ich 24 Stunden als Kinderärztin in einer öffentlichen Erste-Hilfe-Station. Ich erlebe unzählige Familiensituationen, die gezeichnet sind von krass gestörtem sozialem und mentalem Verhalten, zumeist verursacht durch die ungesunden Lebensbedingungen am Rande der Groß-

stadt Rio de Janeiro und das Fehlen christlicher Lebenshoffnung und Lebensgestaltung. Unsere Gruppenarbeit in der Mission „Hoffnung“ in Belford Roxo ist ein Versuch, diese Menschen und Familien zu erreichen, ohne neue, menschenunwürdige Abhängigkeiten zu schaffen. Unsere Kraft und Aktion sind sehr beschränkt, und es sind auch in unserer Gemeinde nur wenige, die sich wirklich engagieren. Gott braucht mehr Männer und Frauen, die bereit sind, sich für den anderen zu öffnen und mit ihm zu teilen, was sie empfangen haben.

Gewiesener Weg

Finanziell kostet dieses Projekt nicht viel, nachdem die Räume vorhanden sind. Aber es fordert uns völlig heraus und nimmt uns ganz in Anspruch. Ich meine, es ist der Weg, den Jesus Christus uns vorschlägt, wenn er sagt: „Ein neu Gebot gebe ich euch, dass ihr euch untereinander liebet, wie ich euch geliebt habe“ (Johannes 13, 34), und wenn es in der Bergpredigt heißt: „So soll euer Licht leuchten vor den Leuten, dass sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen“ (Matthäus 5, 16).

Christiane Auel-Schmidt

Schulunterricht zu Hause – geht das?

Christiane Auel-Schmidt lebt und arbeitet mit ihrem Mann, Missionar Daniel Schmidt, seit 1993 in Tutume, nordwestlich von Francistown, Botswana. Das Ehepaar hat zwei Kinder, Nadya (8) und Lukas (4). Tutume ist Ver-

waltungssitz eines Unterbezirkes und hat etwa 11 000 Einwohner.

Wird das Kind auch genug gefordert? Werden alle zu erlernenden Gebiete abgedeckt?



Christiane Auel-Schmidt wirkt im Gemeinde-Kindergarten mit. Foto: Heidenreich

Das sind Fragen, die einem kommen, wenn man sich mit diesem Thema befasst. Hierzu ein persönlicher Bericht:

Statt Grundschule „Home School“

Seit Jahren leite ich einen Kindergarten für die Gemeinde, in dem Kinder die ersten Anfänge in Englisch machen und auf die Grundschule vorbereitet werden. Über die Jahre hinweg kamen immer wieder Eltern zu uns und fragten, ob wir als Kirche nicht auch eine englische Schule aufbauen könnten. An den staatlichen Grundschulen wird in Tswana unterrichtet. Viele Eltern wären bereit, an einer privaten Schule Schulgebühren zu zahlen, wenn ihre Kinder dafür von Anfang an in Englisch unterrichtet würden. Als unsere Tochter allmählich ins schulreife Alter kam und es in unserem Ort weiterhin keine Alternative zu den staatlichen Schulen gab, haben wir intensiv mit anderen Eltern an dem

Ziel gearbeitet, eine kleine englische und christliche Grundschule aufzubauen. Zur gleichen Zeit wurden die Gesetze geändert. Unsere Pläne scheiterten schließlich daran, dass wir nicht die erforderlichen erheblichen finanziellen Rücklagen nachweisen konnten. Was nun? Gott hatte uns nach Tutume geschickt – wie hatte er sich nun die schulische Ausbildung unserer Tochter vorgestellt?

Freunde aus Sambia hatten angefangen, ein amerikanisches Schulprogramm zu benutzen, das speziell für Familien entwickelt wurde, die ihre Kinder zu Hause unterrichten. In Amerika entscheiden sich nicht wenige Eltern für eine „Home School“ („Schule zu Hause“), viele aus Gründen ihres christlichen Glaubens.

Vorteile

Was sind die Vorteile des Schulunterrichts zu Hause? Eltern haben viel Einfluss auf die zu vermittelnden Lehrinhalte und können das Kind mehr nach ihren eigenen Überzeugungen prägen. Das Lernen ist individualisiert. Das Kind kann seinem persönlichen Tempo entsprechend vorangehen. Es braucht sein Zuhause nicht zu verlassen. Das erspart Transportprobleme und gibt Sicherheit. Andere Unternehmungen mit der Familie können dem Familienzeitplan und Budget angepasst werden. Auch sonst ist die Familie flexibler, weil sie nicht an feste Schulferien gebunden ist und Unterricht auch mal unterwegs stattfinden kann.

Voraussetzungen: Was wird benötigt? Die Eltern brauchen Zeit, um das richtige Programm auszuwählen, rechtzeitig das Mate-

rial zu bestellen und gegebenenfalls Kontakte zu anderen „Homeschoolers“ und ihren Familien zu knüpfen. Es ist wichtig, einen Raum zu haben, in dem das lernende Kind nicht gestört oder abgelenkt wird.

Man braucht eine Art Tutor, der das Lernen begleitet. Da die Lerninhalte selbst vom Unterrichtsmaterial vermittelt werden, braucht dies keine ausgebildete Lehrerin oder Lehrer zu sein. Disziplin und Organisationstalent sind nötig, um die vorher gesteckten Ziele auch einzuhalten.

Nachteile

Was sind mögliche Nachteile? Wenn das Schulkind allein ist, kann die Motivation für Musik, Kunst und Sport fehlen. Das Kind lernt nicht so sehr, sich in eine Gruppe hineinzufinden. Es ist auch nicht herausgefordert, sich mit den Antworten von Mitschülern auseinander zu setzen und daraus zu lernen. Wenn die Mutter oder der Vater gleichzeitig der Tutor ist, kann die Unterrichtssituation die Eltern-Kind-Beziehung belasten.

Man wird auch beim Schulmaterial nicht mit allem inhaltlich übereinstimmen. Das von uns verwendete Programm war an bestimmten Stellen sehr fundamentalistisch geprägt, und wir hätten es aus diesem Grund nicht gerne über viele Jahre hinweg verwendet.

Unsere Situation

Wie lief es bei uns? Es gab bei uns im Ort noch zwei weitere, sambische Familien, die das gleiche Programm der „School of Tomorrow“ („Schule von morgen“) benutzen. Dadurch hatten wir einen guten Anfang.

Das Programm macht es auch möglich, dass Kinder unterschiedlicher Klassenstufen von derselben Person betreut werden. So konnten unsere Kinder zusammen in einem Raum und mit einer Lehrerin lernen. Da die Mutter, die es übernommen hatte, sie anzuleiten, selbst ausgebildete Grundschullehrerin war, hat sie den Erstklässlern wirklich einen guten Start geben können.

Für jedes Unterrichtsfach werden Arbeitshefte durchgearbeitet, und jedes der Hefte endet mit einem Test. Anhand der Testergebnisse wird am Ende jedes Abschnitts im Schuljahr der Notendurchschnitt ermittelt. Da unsere Tochter Nadya anfangs mit noch vier anderen Kindern aus unserem Ort an diesem Programm teilnahm, hatten sie auch alle Spaß an Kunst- und Musikunterricht und Sport.

Allein lernen

Mir gefiel, dass das Programm sehr gut durchorganisiert ist. Das hätte ich mir so auch für den Deutschunterricht gewünscht,



Lange Zeit musste Nadya allein lernen.
Foto: Schmidt

den wir als Eltern zusätzlich mit normalen Schulbüchern aus Deutschland durchgeführt haben. Leider zogen Nadyas Mitschüler mit ihren Familien einschließlich ihrer „Lehrerin“ schon nach einem Jahr in ihre Heimat zurück. So blieb nur unsere Tochter übrig. Ein Jahr lang haben wir sie dann allein „arbeiten“ lassen. Es zeigte sich aber, dass ihr der Kontakt zu Gleichaltrigen so sehr fehlte, dass es für ihre Gesamtentwicklung nicht gut war. Wir mussten das Programm abbrechen und wieder nach neuen Wegen suchen.

Michaela Krieser

Anders, als ich dachte

Rückblick auf zehn Jahre in Botswana

Am 2. Mai 2003 sind Michaela Krieser, ihr Mann, Missionar Matthias Krieser, mit ihren drei Kindern nach zehn Jahren Aufenthalt in Botswana nach Deutschland zurückgekehrt. Von August 2003 an wird die Familie in Fürstenwalde nahe Berlin wohnen, wo Matthias Krieser als Pfarrer der dortigen SELK-Gemeinde tätig sein wird.

Als ich vor etwa zehn Jahren mit meinem Mann Matthias und unserer damals acht Monate alten Tochter Johanna nach Botswana ausreiste, habe ich mir vieles anders vorgestellt. Ich dachte, mein Beitrag zur Mission wäre, mit Tswanafrauen ins Gespräch kommen und ihnen meinen Glauben bezeugen, Kinder um mich sammeln und ihnen vom Heiland erzählen und in der Gemeinde mithelfen, zum Beispiel beim Kindergottesdienst.

Nachtrag: Seit Januar 2003 ist Nadya in einer englischen Grundschule in Francistown, 100 Kilometer von uns entfernt. Es tut ihr gut, in einem Klassenverband zu sein. Mit ihren schulischen Leistungen kommt sie dort gut mit. Das Home School Programm hat sie offensichtlich gut vorbereitet. Andererseits haben wir nun zweimal in der Woche stundenlange Autofahrten, um sie hinzubringen und wieder abzuholen. Und es fällt uns allen nicht leicht, dass sie mit ihren acht Jahren nun von montags bis freitags bei einer Gastfamilie wohnen muss.



Michaela Krieser.

Foto: Krieser

Hindernisse und Durststrecken

Die Voraussetzung hierfür war zunächst, die einheimische Sprache zu lernen. Also ging es gleich frisch an die Arbeit. In den ersten Wochen in Johannesburg arbeiteten Matthias und ich gründlich die Tswana-Grammatik durch. In Botswana sollte es dann in

die Praxis gehen. Aber schon hier konnte ich nicht mehr mit meinem Mann mithalten. Ich klinkte mich aus und widmete mich zunächst einmal Haus und Garten, um alles gemütlich und schön zu gestalten. Bald fühlte ich mich im Haus schon recht wohl, aber die Sprachbarriere blieb für mich ein großes Problem: Ich verstand die Menschen nicht, sie blieben mir fremd, sie machten mir Angst. In den Gottesdiensten, die hier in Kanye ein einheimischer Pastor hielt, verstand ich fast nichts.

Es folgten harte Durststrecken. Immer wieder versuchte ich neu, die Sprache zu lernen – aber vergeblich. Ich konnte den Stress des Spracherlernens nicht mit der Arbeit einer Mutter von nun bald drei kleinen Kindern verkraften. Hier half mir die erfahrene Missionarsfrau Karin Weber. Sie riet mir, meinen Stand als Mutter fröhlich zu akzeptieren und das Spracherlernen (zunächst) zurückzustellen.

Besonderheiten

So war ich in Kanye eine ganz normale Mutter mit drei kleinen, langsam größer werdenden Kindern – ganz ähnlich wie jede Mutter in Deutschland. Mit einigen Besonderheiten: Ich stehe abseits und etwas einsam in der Gesellschaft und Gemeinde. Es gibt immer wieder zermürende Alltagsprobleme wie Wasserausfall, Stromausfall, Fledermausplagen, Schlangen, Skorpione, Staub aus allen Ritzen, sengende Hitze, Trockenheit und im Winter bittere Kälte ohne Heizung. Die medizinische Versorgung ist unzureichend. Das bringt manche Schwierigkeiten mit sich. Die schulischen Bedingungen sind schlecht. Der eige-

ne deutschsprachige Heimunterricht wird umso wichtiger.

Was ist aus meinen anfänglichen Träumen und Vorstellungen geworden? Wenn ich genauer darüber nachdenke, fällt mir ein, dass ich so manches geistliche Gespräch mit meiner Haushaltshilfe oder auch mit der Frau unseres Tswana-Pastors führte – in Englisch. Für unsere deutschen Missionarskinder sowie auch ihre deutschen Bekannten haben wir jährlich eine Kinderfreizeit abgehalten. Den Kindergottesdienst hielt ich sonntags mit unseren eigenen Kindern und bin so in ganz kleinem Rahmen und mit meinen Möglichkeiten missionarisch tätig gewesen, anders, als ich es mir anfangs vorgestellt hatte, aber so, wie Gott mich geführt hat.

Schönes

Jetzt, wo unsere zehn Jahre in Botswana zu Ende sind, möchte ich dankbar zurückschauen. Manches war schwer, aber ich durfte daraus lernen. Wie vieles war auch schön: der sehr enge Kontakt mit meiner Schwester im Nachbarort Jwaneng, der fast immer blaue Himmel mit der strahlenden Sonne, der viele Platz im Garten und die Freiheit, in der unsere Kinder aufwachsen konnten. Für mich war es auch sehr hilfreich, dass mein Mann bis auf Dienstreisen eigentlich jeden Abend zu Hause war. So hatte ich in ihm einen beständigen Ansprechpartner.

Und wie wird es in Deutschland werden? Ich weiß es nicht. Aber eines weiß und hoffe ich gewiss: Gott wird uns den besten Weg führen – auch wenn er anders ist, als ich es mir gedacht habe.

Almut Neigenfind

Container, Handys, eine Schnapsfahne und Apfelmus im Bad

Im Juli 2000 ist Almut Neigenfind mit ihrer Familie in eine ehemalige Kindertagesstätte in Berlin-Marzahn gezogen. Ihr Mann, Pfarrer Hartwig Neigenfind, ist dort als Missionar der LKM tätig. Inzwischen gibt es die Evangelisch-Lutherische Missionsgemeinde Berlin-Marzahn, zu der zurzeit etwa 60 Glieder gehören.

„Bei uns in der Gemeinde ist irgendwie nichts los“, sagte die freundliche ältere Dame zu mir. „Aber bei Ihnen in einer Missionsgemeinde, das muss toll sein! Sicher erleben Sie als Missionarsfrau viele außergewöhnliche Sachen!“ Zuerst war ich tief erstaunt, wie man sich so irren kann. Aber



Almut Neigenfind mit den beiden jüngsten ihrer vier Kinder.

inzwischen habe ich gemerkt: Fast alle Leute denken, unser Missionsalltag sei voller Abenteuer, Action und Spannung. Nein, es ist anders. Ich arbeite mit Leib und Seele gerne in unserer Missionsgemeinde mit. Aber mein Alltag ist ganz gewöhnlich.

Zoobesuch

Plötzlich hing sie vor mir – eine schwarzgrüne, beinahe armdicke Schlange. Sie züngelte mich gefährlich mit ihrer Zunge an und zischte böse. Panik ergriff mich. Ich wollte schreien und Hilfe holen. Aber es fiel mir noch rechtzeitig ein: Das ist hier nur der Berliner Zoo! Die Schlange war sicher verwahrt hinter einer dicken Scheibe in einem Terrarium. „Mama, komm, wir wollen gehen!“, rief Klein Annemarie und zog an meiner Hand. – Alltag einer Missionarsfrau in Deutschland: Schlangen gibt's nur im Zoo, nicht wie in Afrika vor dem Küchenfenster.

Freundlich bleiben

Der Frühstückstisch war abgeräumt, das Kinderzimmer aufgeräumt, die Betten gemacht. Ich wollte nur noch schnell Thadeus anziehen, um dann flink die Gemeindebriefe zur Post zu bringen. Da klingelte das Telefon: „Ja, hier ist die Containerfirma. Wir stehen vor Ihrer Kirche in Marzahn. Ihr Mann ist nicht da! Wir sind um 8.00 Uhr verabredet.“ Thadeus quengelte und versuch-

te, auf den Schreibtisch zu klettern. Ich versuchte, ruhig zu bleiben: „Mein Mann ist seit halb sieben aus dem Haus. Warten Sie doch bitte. Ich rufe ihn gleich auf seinem Handy an!“ Lieber Gott! Danke, dass es Handys gibt. Ich bekam meinen Mann gleich dran: „Ja, ich bin's. Die Containerfirma steht vor der Schwarzburger Straße. Wo bist du denn?“ Es rauschte laut im Hintergrund: „Ich sitze in der Straßenbahn. Ruf sie doch bitte an, dass ich in zehn Minuten da bin. Tschüs.“ Ich wählte die Nummer der Containerfirma: „Hallo, hier ist nochmal Frau Neigenfind. Mein Mann ist in zehn Minuten bei Ihnen. Halten Sie durch!“

Jetzt aber los zur Post. Als ich die Tür zuziehen wollte, klingelte das Telefon schon wieder: „Guten Morgen, Neigenfind“, raunte ich in den Hörer. „Guten Morgen, hier ist Herr T. Ich müßte Ihren Mann sprechen wegen der Farbe im Kirchraum.“ – „Er ist schon unterwegs zum Bau. Bitte rufen Sie ihn doch auf dem Handy an.“ – „Ja, mache ich. Vielen Dank. Wiederhören.“ Thadeus rannte laut den Korridor herunter. „Ja, Tschüs dann.“ – Geh bloß ganz, ganz schnell aus der Tür, bevor es wieder klingelt, dachte ich nur. – Alltag einer Missionarsfrau in Deutschland: Termine vereinbaren, viel telefonieren, nichts vergessen, freundlich bleiben, auch wenn's schwer fällt.

Ein Kind mehr

Marzahn, sieben Uhr abends. Es war Herbst und stockfinster. Es klingelte an der Haustür: „Ja, wer ist da?“, fragte ich. „Ich bin's, Hartwig. Ich bin hier mit Ronny. Lass uns mal bitte rein. Seine Mama ist angeblich nicht da. Und er hat keinen Schlüssel.“ – „Ich

komm' runter.“ Und schon saß ein frierender, müder Junge aus dem Haus gegenüber an unserm Tisch und ließ sich die Wurststulle zum Abendbrot schmecken. Nach anderthalb Stunden – es war mittlerweile halb neun, und meine Kinder lagen schon lange im Bett, klingelt es wieder an der Tür. Wir hatten inzwischen vorsorglich schon mal die Polizei angerufen und mitgeteilt, dass wir plötzlich ein Kind zu viel hätten. „Ja, wer ist da?“ – „Ist Ronny bei Ihnen? Ich möchte ihn gerne abholen.“ Oben in der Wohnung erklärte mir der derzeitige Freund von Ronnys Mama leicht lallend, er hätte eine Autopanne gehabt. Es hätte länger gedauert.

Woher wusste er, dass Ronny bei Pastors ist? Motzig zog der so lange allein gelassene Ronny mit seinem „Papa“ ab. Zurück blieb ein leichter Hauch von schlechtem Schnaps. Nun gut, um Entschuldigung bitten und Danke sagen, fällt manchem schwer.

Alltag einer Missionarsfrau in Deutschland: zu Hause sein, Wurststullen schmieren, Mitleid haben, Kinder lächeln sehen und manchmal Undank ernten.

Behütet werden

Rums! – Was war das? Ein Schuss? Ausgerechnet jetzt bin ich alleine zu Hause! Ich war gerade so schön eingeschlafen. Meine Güte! Ohne Licht ist es ziemlich finster im Dunkeln. Das kam doch aus dem Bad, oder? Vorsichtig tappte ich ins Bad, knipste schnell das Licht an und muss lachen: Apfelmus breitet sich auf den Fliesen aus. Ein fauler, zermatschter Apfel war durchs offene Fenster ins Bad geflogen. Immer noch besser, als dass man Einschusslöcher einer echten Pis-

tole beseitigen muss, oder? Dummer Jungstreich! – Alltag einer Missionarsfrau in Deutschland: Sich von Gott behütet wissen.

Faszination Mission

Das häufige Telefonklingeln, Menschen, die Hilfe brauchen, zuhören, Ärger mit verschiedenen Leuten haben – das gibt es auch woanders. Das ist sicher auch Alltag vieler Leser des Missionsblattes. Es ist nicht der exotische Ort Marzahn, der auf Dauer fas-

ziniert, nicht die unzähligen Hochhäuser, die manchmal ungewöhnlichen Menschen oder die provisorischen, aufbruchhaften Umstände, unter denen hier die missionarische Arbeit geschieht. Das Großartige ist: Deinen Heiland trägst du in deinem Herzen, und die anderen Dinge kommen ganz von alleine: zuhören, helfen, mittragen, ertragen, von Jesus erzählen. Mission selber ist faszinierend. Das kann jeder von uns erleben, in alten und neuen Gemeinden, in Übersee und in Deutschland.

Gisela Nietzke

Kleinkindgottesdienst – eine missionarische Chance

Die Philippusgemeinde in Gifhorn, in der Gisela Nietzke sich mit anderen zusammen seit Jahren in der Vorbereitung und Durchführung von Kleinkindgottesdiensten engagiert, wurde 1996 gegründet. Die Anfänge gehen auf das Jahr 1994 zurück, als Pfarrer Markus Nietzke als Missionar der LKM mit dem Beginn einer missionarischen Arbeit unter Spätaussiedlern in Gifhorn beauftragt wurde.

Eines gleich vorweg: Was ist ein Kleinkindgottesdienst? Es ist ein Gottesdienst, der bei uns in der Philippusgemeinde etwa alle sechs Wochen am Sonntag um 10.00 Uhr stattfindet. Es ist ein Gottesdienst, in dem vor allem Kinder eine besondere Berücksichtigung finden. Manche nennen ihn auch Krabbelgottesdienst, Kindergottesdienst oder Familiengottesdienst.



Gisela Nietzke.
Foto: Nietzke

Sorgfältige Planung

Ein Gemeindeglied, das an einem Gemeindegewachstumstag der SELK teilgenommen hatte, auf dem verschiedene Modelle vorgestellt wurden, kam mit der Idee zurück, Kleinkindgottesdienste auch in unserer Gemeinde als missionarische Chance zu nutzen. Gesagt, getan. Inzwischen liegen knapp 30 solcher Kleinkindgottesdienste hinter uns, und unsere Gemeinde ist dadurch auch tat-

sächlich gewachsen. Geistlich und statistisch. Geistlich, denn die Mitarbeitenden – insgesamt sind wir bis zu fünf Leute im Vorbereitungsteam – erarbeiten die Gottesdienste. Es wird besprochen, welche Geschichte aus der Bibel kindgerecht erzählt werden soll, welche Lieder, Gebete vorkommen sollen. Bei den Liedern muss überlegt werden, wer sie auf welchem Instrument begleiten kann: Klavier, Flöte, Gitarre, Trommel, Trompete. Manchmal ist sogar ein Kind aus der Gemeinde dazu in der Lage. Die Vorarbeit, der Gottesdienst selbst und die endgültige Gestaltung, das alles will auch im Gebet getragen sein.

Wenn die Planungen abgeschlossen sind, die Presse informiert ist, Handzettel mit einer Einladung an interessierte Eltern mit Kindern verteilt sind oder per Post verschickt sind, kann es losgehen. Und es ist toll! In fast jedem der Kleinkindgottesdienste in unserer Philippusgemeinde in Gifhorn waren immer Gäste dabei: Große und Kleine, manchmal auch eigene Gemeindeglieder, die nicht damit gerechnet hatten, dass ein solcher Gottesdienst stattfindet, und plötzlich davon überrascht wurden. An Sonntagen, wenn Kleinkindgottesdienst ist, wird meistens um 17.00 Uhr ein weiterer Gottesdienst angeboten. In dem stehen dann vor allem Erwachsene im Vordergrund.

Bewährter Ablauf

Wir hatten in den bisherigen Kleinkindgottesdiensten als Themen die Schöpfung, Abraham, Jona, viele Geschichten um Jesus und die Weisen aus dem Morgenland zum Beispiel mit Kamelen aus Bastelkarton, auf denen dann die Fotos der Kinder, mit Sofort-

bildkamera gemacht, aufgeklebt wurden. Sie wurden dann bis zum nächsten Gottesdienst im Gemeinderaum aufgehängt.

Einiges noch zum Ablauf. Der Kleinkindgottesdienst beginnt immer mit einem Lied, das Kinder und Erwachsene nach einigen Besuchen schon auswendig kennen: „Du hast uns, Herr, gerufen.“ Dann wird ein Morgen Gebet gesprochen: „Wie fröhlich bin ich aufgewacht.“ Es folgt ein weiteres Lied, dann die biblische Geschichte, auf unterschiedliche Weise unter Verwendung von Bildern oder Dias nacherzählt. Danach kommt eine Mal- oder eine Bastelaktion wie etwa Kerzen gestalten oder bekleben. Es wird abschließend gebetet, gesungen und der Segen Gottes auf die Anwesenden gelegt. Normalerweise bleiben dann alle noch eine Weile zusammen, die Kinder zum Herumtollen und Erwachsenen zu Gesprächen, und für alle gibt es Kekse, Saft und Kaffee.

Gute Resonanz

Man kann sagen, diese Gottesdienste haben bisher allen wirklich gut gefallen. Manche Gottesdienstbesucher kommen nur zu Kleinkindgottesdiensten. Aus Gästen wurden Gemeindeglieder, die nun wiederum Gäste und Freunde einladen und mitbringen.

Wussten Sie ...

dass es das Missionsblatt auch im Internet zum Online-Lesen oder zum Herunterladen gibt? Sie finden die neueste Ausgabe im Downloadbereich der Homepage der LKM unter:

www.mission-bleckmar.de

Gerlinde Pahlen

„Sicherheit und Geborgenheit finden wir nur im Glauben“

Begegnung mit Schicksalen von Flüchtlingen aus Simbabwe

Seit 1987 lebt die Verfasserin mit ihrem Mann und ihren beiden Kindern in Botswana und seit 1991 in Francistown, dem Zentrum im Nordosten des Landes nahe der Grenze zu Simbabwe. In Francistown arbeitet ihr Mann, Missionar Klaus Pahlen, im Kalanga-Bibelübersetzungsprojekt.

Simbabwe ist seit den großen Wanderungen der Bantu sprechenden Völker Afrikas um 1500 die Heimat von verschiedenen Völkern wie den Tonga, Shona, Matebele, Karanga und Kalanga. Erst im neunzehnten Jahrhundert ließen sich Briten, Russen, Portugiesen und Südafrikaner dort nieder. Im kolonialen Rhodesien konnten europäische Spezialisten an den Kohle-, Erz-, Kupfer- und Asbestminen gutes Geld verdienen. Oftmals kamen die Europäer auch als Farmer ins Land. In wenigen Jahrzehnten gelang es Simbabwe, sich selbst und die Nachbarländer mit Nahrung und Baumwolle zu versorgen und Überschüsse gewinnbringend nach Europa auszuführen.

Enteignungen und Arbeitslosigkeit

Seit Generationen leben Europäer in Simbabwe und bauten im Rahmen der jeweils gültigen Gesetzgebung ihre Existenzen auf. Schon während der Freiheitskämpfe in den siebziger Jahren gegen das weiße Minderheitsregime verloren viele Farmer durch Ent-



Gerlinde Pahlen bei der Ausübung ihres Hobbys.

Foto: Schwertner

eignungen ihren Grundbesitz. Seitdem wurden wiederholt zusätzliche Regelungen und Gesetze erlassen, die nicht nur „weißen“ Staatsbürgern die Selbstständigkeit im Land erschweren. Ein Ergebnis davon: Ärzte, Ingenieure, Lehrer, Krankenschwestern, Geologen und Firmenbesitzer verlassen Simbabwe, um sich in Australien, Südafrika und Kanada eine neue Existenz aufzubauen – und in Botswana. Auch Handwerker und Hausangestellte suchen in Botswana Arbeit. Die Gehälter für Hausangestellte wurden vor etwa vier Jahren in Simbabwe vom Staat so stark angehoben, dass sie zum unbezahlbaren Luxus und deswegen viele arbeitslos wurden.

Mangel und Angst

Meine Freundin Danie erzählte: „In Simbabwe fehlt Öl zum Kochen, Maismehl, Weizenmehl, Zucker, Seife, Waschpulver, Benzin. Es feh-

len Ersatzteile jeder Art. Medizin und Fleisch sind unerschwinglich geworden. Für alles muss man in den Geschäften anstehen, wenn es sich herumspricht, dass wieder etwas Nachschub da ist. In den Krankenhäusern müssen Einmalspritzen sterilisiert und wieder benutzt werden. Wer es sich finanziell leisten kann, bringt seine eigenen Kanülen zur Behandlung mit. Angst und Vorsicht schwingt in den Gesprächen in Simbabwe mit. Schon lange werden politische Themen nicht mehr am Telefon besprochen oder auf offener Straße. Wer offen über Missstände spricht, rechnet mit Schikanen von Mugabes so genannten Kriegsveteranen.“

Als Danies Mann in Botswana einen befristeten Arbeitsvertrag bekam, wollte sie zuerst nicht mitgehen. Nicht nur, weil sie aus Sicherheitsgründen jemanden hätten bezahlen müssen, der ihr Haus bewohnt, sondern weil Botswana in Simbabwe als unterentwickelt galt. Danie änderte ihre Meinung sehr schnell, als sie erst einmal in Francistown war. Sie sagte: „Es fiel mir wie Schuppen von den Augen, in welcher Selbsttäuschung wir in Harare lebten. Früher kamen die Francistowner zum Einkauf zu uns, heute kaufen wir hier besser ein. Hier gibt es alles, und man kann offen reden. Ohne Angst.“ Jetzt graust es ihr davor, nach Simbabwe zurückzugehen. „Der (Mugabe) bringt uns noch alle um!“, fürchtet sie. Am liebsten würde sie in Botswana bleiben, nah genug an ihrer Heimat und doch frei.

Gewaltsame Vertreibungen

Enteignete Farmer stranden auf ihrer Flucht oftmals vorübergehend in Francistown. Ein Beispiel: Eine junge Frau beendete in England

ihre Ausbildung zur Kunsttöpferin und kam nach Simbabwe zurück. Ihr und ihrem Mann gehörte eine Farm, auf der sie ihre Töpferwerkstatt eingerichtet hatte. Sie verkaufte ihre Töpfereien in alle Welt. Weil dadurch ausländisches Geld ins Land kam, rechnete sie nicht damit, ihre Farm zu verlieren.

Eines Tages zogen Kriegsveteranen (ehemalige Kämpfer im Krieg gegen das damalige weiße Regime) auf die Farm und verlangten von ihnen: „Innerhalb von einer Woche verlasst ihr die Farm. Die gehört jetzt uns!“ Nach intensiven Verhandlungen gab die Familie auf und packte unter ständiger Beobachtung der Veteranen alles zusammen.

Als der neue Brennofen auf den Wagen geladen wurde, bestand ein Veteran darauf, dass er eine Maschine sei, die zur Farm gehöre. Er solle abgeladen werden. Ihm wurde erklärt, dass dieser Ofen der Frau gehöre und sie ihn zur Erwerbstätigkeit brauche, sonst habe sie kein Einkommen.

Unter Androhung von Gewalt wurde die Frau gezwungen, den Brennofen abzuladen. Da befahl sie den Farmarbeitern, den Ofen vom Lastwagen fallen zu lassen, sodass er zerstört wurde. Die Veteranen lachten nur, als der Ofen zerbrach. Hauptsache, der Ofen war für die „Weißen“ unbrauchbar geworden.

Den 40 Farmarbeitern wurde verboten, ihr Eigentum zu packen. Sobald der Lastwagen des Farmers den Hof verlassen hatte, wurden die Farmarbeiter mit Schlägen vom Hof getrieben. Frauen und Männern wurde Gewalt angedroht, wenn sie wiederkämen. Die Arbeiter flüchteten sich zu Verwandten, ohne Einkommen, ohne ihren Besitz, den sie in vielen Jahren erworben hatten. Die Farmerfamilie

flüchtete nach England, wo sie für eine befristete Zeit leben und arbeiten kann.

Die Kunsttöpferin meinte: „In Zimbabwe braucht man heutzutage mehr Gottvertrauen,

um den Alltag zu bestehen, als je zuvor. Jeden Tag rechnet man mit einem Überfall und mit einem gewaltsamen Ende. Sicherheit und Geborgenheit finden wir nur im Glauben.“

Hanna Meyer

Gott hat es gut mit uns gemeint

Elternschaft nach acht Jahren „Schwangerschaft“

Hanna (47) und Rainald Meyer (48) haben keine eigenen Kinder. Vor drei Jahren nahmen sie zwei kleine Jungen, Brüder, in Pflege. Die Familie wohnt in Elspark, einem städtischen Gebiet südöstlich von Johannesburg, wo Rainald Meyer als Missionar der LKM tätig ist.

Da stehen sie, der Pinguin und die Kuh, zwei Stofftiere, jeder kopfüber oben im Schrank in einer der mir wertvollen und von mir so geliebten „Goldtassen“, Erbstücke von meiner Tante. Wer von den beiden Buben wohl dieses Kunststück vollbracht hat, ohne die Tassen zu zerbrechen?

Die beiden Brüder sind jetzt drei Jahre bei uns in Pflege. Das Ziel ist, sie zu adoptieren. Acht Jahre lang waren wir auf der Warteliste. Wir, die Eltern und die beiden Jungen, müssen gemeinsam durch viel Freud und Leid gehen. Manchmal ist es ganz schön schwer, den Schaden, den sie in ihren ersten Lebensjahren erlitten haben, aufzufangen. Beide Buben waren schon sehr geprägt, als sie zu uns kamen. Und was wussten Rainald und ich schon von Kindererziehung. In der Vorbereitung auf eine Pflegeelternschaft haben wir bei der Kinderwohlfahrtspflege in Pretoria viel gelernt. Wir wurden gut auf den Umgang mit älteren Kindern vorbereitet.

Nach acht Jahren Eltern

Ich staune über die Waghalsigkeit des Jüngeren, wenn er auf seinem Fahrrad mit geschlossenen Augen durch die schmale Pforte jagt und denkt, es wird schon gut gehen. Und es geht gut. Der Ältere zeigt mir oft ganz stolz seinen Salto auf dem Trampolin. Dann sind wir als Eltern auch stolz und freuen uns, wie gut sich unsere beiden Jungen entwickelt haben. Die Welt scheint dann heil zu sein. Aber sie ist es nicht!

Hanna und Rainald Meyer mit Jason und Enzo.

Foto: Meyer



Aber die Praxis sieht, so haben wir es in den zurückliegenden drei Jahren akut erfahren, ganz anders aus.

Viel Kraft erforderlich

Zum Beispiel Ungehorsam und nicht richtig mit der Wahrheit umgehen sind in einem bestimmten Alter und für eine bestimmte Zeit doch wohl normal, oder? Aber was, wenn solche Normalität jeden Rahmen sprengt? Und ist es normal, wenn der Jüngere sich mit allen Mitteln durchsetzen und seinen älteren Bruder immer wieder beherrschen will, weil er früher verwöhnt und sein Bruder benachteiligt wurde? Er kann es noch immer nicht ertragen, dass sein älterer Bruder jetzt in gleicher Weise behandelt wird wie er selber.

Wie oft erwischen wir uns dabei, von den Kindern zu viel zu erwarten. Oft fehlen uns die Vergleiche. Wir haben die beiden nicht im Baby-Alter bekommen, und wir haben keine engen Freunde und Verwandten in der unmittelbaren Nähe, die in unserem Alter auch so „kleine“ Kinder haben.

Die Buben waren damals fünfeinhalb und zweieinhalb Jahre alt und konnten absolut nicht spielen, als sie zu uns kamen. Man hatte sie die meiste Zeit des Tages mit Bonbons vor ein Fernsehgerät gesetzt, um sie ruhig zu halten. Wir mussten ihnen buchstäblich zeigen, dass man zum Beispiel ein Spielauto auf seinen Rädern hin- und herschieben kann und dass Bäume auch zum Klettern da sind. Sie mussten ganz neu lernen, dass Fleisch und Gemüse, nicht Süßigkeiten, die Hauptnahrungsmittel für ein gesundes Leben sind. Es hat ganz viel von

unserer Kraft gekostet, besonders dem Älteren die Grundlagen des Spielens zu vermitteln. Die Kehrseite der Medaille sieht jetzt so aus, dass wir die beiden wegen ihrer Verspieltheit kaum aus ihrer Sandkiste heraus oder von den Kletterbäumen herunterbekommen.

Nach vielen zeitaufreibenden Versuchen haben wir im vergangenen Jahr eine Sonderschule für den Älteren gefunden, in der Sprach- und Beschäftigungstherapie angeboten werden. Weil er früher zu wenig stimuliert worden war, ist er bereits ein Jahr länger in der Vorschule geblieben. Nun muss er das erste Schuljahr wiederholen, da ihm die nötige Reife fehlt, um in der zweiten Klasse mitzukommen. Stets ist es eine Anstrengung, ihn dazu zu bewegen, die Hausaufgaben zu machen. Viel lieber rast er mit seinem Fahrrad durch die Gegend. Der drei Jahre Jüngere hat wohl nicht so großen Schaden durch zu wenig Stimulierung erlitten wie der Ältere. In der Vorschule kommt er wesentlich besser mit.

Rat und Ratlosigkeit

Bei der Erziehung unserer beiden Buben entdecken Rainald und ich Züge in unserem Wesen, die wir vorher zumindest nicht so ausgeprägt an uns wahrgenommen haben. An unserer Ungeduld, Gereiztheit und unserem Hang zum Perfektionismus, um nur einiges zu nennen, müssen wir immer wieder arbeiten, damit wir den Buben ihr natürliches Kindsein nicht einengen. Dann macht sich unser Alter bei der Erziehung auch bemerkbar. Da fehlen uns oft genug Geduld, Ausdauer, Nachgebenkönnen, Humor und Toleranz, um den beiden einfach das spielerische

Rainald Meyer schrieb am 11. Februar 2003: Eine frohe Botschaft habe ich noch zu melden: Die Adoption unserer beiden „Cowboys“ ist letzte Woche vom Gericht genehmigt worden. In dieser Woche findet die Registration statt, dann haben die Buben hoffentlich den neuen Namen Meyer. Enzo hat schon ganz stolz davon in seiner Schule erzählt. Beim kleineren Jason dringt die Veränderung auch allmählich durch.

Kindsein zu erlauben. Oft wissen wir einfach nicht mehr weiter. Dann gibt uns unsere Sozialarbeiterin immer guten Rat, wenn wir sie anrufen. Auch sind positive Kritik oder ein ermutigendes Wort von Freunden und Verwandten für uns sehr wertvoll.

Manchmal fragen wir uns, wie konnte Gott uns „Alten“ so „wilde“, energiegeladene Kinder geben? Am Abend sind wir oft ausgeleugt und deswegen sehr dankbar, dass beide Buben meistens um 20.00 Uhr schnell einschlafen und dann in der Regel gut durchschlafen. Wenn sie dann so süß und „unschuldig“ im Bett liegen, ist uns bewusst, dass die beiden Brüder uns von Gott anvertraut worden sind. Besonders dankbar sind wir, dass sie zwei ganz fröhliche Buben sind, die unser Haus hell erklingen und uns um einige Jahre haben jünger werden lassen. Gott hat mit Sicherheit, trotz unseres „hohen“ Alters, alles gut durchdacht. So gut hat er es mit uns gemeint, dass viele Bekannte sagen, die Buben sehen ja ganz so aus wie wir. Dann antwortet Rainald trocken: Nach acht Jahren „Schwangerschaft“ müssen sie ja wie wir aussehen.

Lutherische Kirchenmission Missionsveranstaltungen (Missionsfeste*) 2003

4. Mai: Arpe–Seershausen*. *10. Mai:* Hamburg (beide Gemeinden)*. *11. Mai:* Bleckmar. *18. Mai:* Waldeck'sches Missionsfest*. Göttingen*. *25. Mai:* Frankfurt–Oberursel*. *29. Mai:* Gistenbeck*. Bremerhaven. *1. Juni:* Radevormwald. *7. und 8. Juni:* Hohenwestedt–Kiel*. *9. Juni:* Groß Oesingen. *15. Juni:* Angermünde*. Sittensen*. *17. Juni:* Bremen. *22. Juni:* Verden–Brunsbrock*. *29. Juni:* Tarmstedt. Veltheim–Talle*. Allendorf/Lumda*. *4. Juli:* Oldenburg. *5. und 6. Juli:* Hesel*. *6. Juli:* Groß Oesingen*. Lüneburg–Scharnebeck*. Balhorn* und umliegende Gemeinden. **11. bis 13. Juli: Jugendmissionsfestival und Bleckmarer Missionsfest mit Einführung des neuen Missionsdirektors am 13. Juli, 14.00 Uhr.** *13. Juli:* Regionalkirchentag Sprengel West. *20. Juli:* München*. *24. August:* Bleckmar. *31. August:* Wiesbaden*. *7. September:* Halle–Leipzig*. Farven*. Wittingen*. Hannover–Bethlehem* (beide Gemeinden). *14. September:* Hermannsburg (KKK). Dreihausen*. Nestau*. *17. September:* Groß Oesingen. *21. September:* Niedersachsen–Süd: Sängerfest (mit Missionar T. Seifert). Regionales Missionsfest Saarbrücken*. *27. September:* Seershausen. *28. September:* Melsungen*. *5. Oktober:* Kassel*. *12. Oktober:* Homberg* (mit Unshausen, Schlierbach). *19. Oktober:* Lachendorf*. *20. Oktober:* Hermannsburg (KKK). *21. Oktober:* Hesel. *25. Oktober:* LKM-Informationstag in Bleckmar (mit Missionar T. Seifert). *26. Oktober:* Nettelkamp*.

Angaben ohne Gewähr.

Die jeweils aktuellen Termine finden Sie auch in
und im Internet: www.mission-bleckmar.de

Lutherische
Monatszeitschrift für
evangelisch-lutherische Christen
Kirche

Neuer Missionsdirektor gewählt

Am 19. März 2003 hat das Kollegium der Lutherischen Kirchenmission Pfarrer Markus Nietzke (38) zum neuen Missionsdirektor gewählt. Die Wahl wurde erforderlich, nachdem der derzeitige Amtsinhaber, Pfarrer Gerhard Heidenreich (54), im vergangenen Jahr die Berufung zum Seelsorger des Pfarrbezirks Neuruppin der SELK angenommen hatte und zum 1. August 2003 dorthin wechseln wird. Seit 1994 wirkt Markus Nietzke als Missionar der LKM in Gifhorn. Aus diesem ersten missionarischen Projekt der LKM in Deutschland ist die Philippusgemeinde der SELK in Gifhorn-Gamsen entstanden

Markus Nietzke ist verheiratet. Er und seine Ehefrau Gisela haben drei Kinder. Einführung und Amtsantritt des neuen Missionsdirektors und die Verabschiedung des bisherigen sollen am 13. Juli 2003 in Bleckmar stattfinden im Rahmen der Nachmittagsveranstaltung des Bleckmarer Missionsfestes.

Themba-Gründer wird 70



Missionar i. R. Stillfried Niebuhr, Dirkiesdorp, Südafrika, feiert am 6. Juni 2003 seinen 70. Geburtstag. Der Jubilar war auch nach seinem Eintritt in den Ruhestand noch jahrelang Direktor von

Themba, dem diakonischen Werk in Dirkiesdorp, das er von 1983 an aufgebaut und geleitet hat. Seine Frau Elisabeth hat an seiner Arbeit einen bedeutenden Anteil. Mitte vergangenen Jahres erkrankte Stillfried Niebuhr und konnte die Leitung von Themba

nicht länger ausüben. Noch immer sind die Folgen seiner Krankheit nicht ganz überstanden. Die Redaktion von Gehet hin! – Missionsblatt wünscht dem Jubilar Gottes Segen und Beistand. Eine Würdigung seines Lebenswerkes wird in der Juli-August-Ausgabe veröffentlicht werden.

„Botschafter für Christus“ im Jahr der Bibel

Angefangen hatte es damit, dass Anne-Maria und Karoline Müller, zwei Jugendliche aus der Stephanusgemeinde der SELK in Seershausen (Kreis Gifhorn), begeistert die Einsätze der „Ongoing Ambassadors for Christ“ (übersetzt: Ständige Botschafter für Christus) in Deutschland im letzten Jahr mitgemacht hatten. Diese Bewegung aus der Lutherischen Kirche-Missouri Synode hat sich zur Aufgabe gemacht, Menschen ohne kirchliche Anbindung durch unterschiedliche Aktionen das Evangelium zu bezeugen und in die Gemeinden einzuladen. Die beiden Schwestern und andere Interessierte, darunter auch die Pfarrer Markus Nietzke (Gifhorn), Helge Dittmer (Groß Oesingen) und Christoph Baumann (Arpke), überlegten, ob es auch in Deutschland „Botschafter für Christus“ (BfC) geben könnte, und wo und wann sie konkret tätig werden sollten. Die Antwort war: in Seershausen im Februar 2003. Warum in diesem kleinen Ort unweit von Gifhorn? Ganz einfach: Weil eben auch dort Menschen ohne Christus leben.

Am 8. Februar war es so weit. Handzettel mit Einladungen zu drei besonderen Abenden mit der Bibel waren vorbereitet. Diese sollten nun „unters Volk“ gebracht werden. Dazu traf man sich um 14.00 Uhr im Seershäuser Gemeindehaus. Nach einer geistlichen

Stärkung durch eine Bibelarbeit zu Lukas 5, 12–16 und einer leiblichen Stärkung mit Kaffee und Keksen ging es los. Das Neubaugebiet wurde zu Fuß durchwandert und die Zettel verteilt. In einem Haus gab es ein kurzes Gespräch über die Zettel. Insgesamt wurden in anderthalb Stunden knapp 200 Handzettel verteilt. Zufrieden kamen die Teilnehmer wieder zurück. Ihre Aktion war durch Gebete anderer begleitet worden, übrigens auch in den USA. „Ich hätte nicht gedacht, dass wir es schaffen, so viele Handzettel zu verteilen“, so eine begeisterte Teilnehmerin. Die Aktion in Seershausen war ein Beginn. Es soll versucht werden, dass Botschafter-für-Christus-Einsätze im Raum der SELK geregelt stattfinden. (Nach Markus Nietzsche)

Freunde von Ulu

Die Lutherische Kirchenmission hat keine eigenen Verbindungen nach Kenia. Jedoch wird im Missionshaus in Bleckmar ein Spendenkonto für ein medizinisches Projekt in diesem Land verwaltet. Ins Leben gerufen wurde es im Juni 2001 von einem jungen Arzt aus der Gemeinde Rodenberg der SELK, Daniel Meyer. Er arbeitete damals als Medizinstudent im Praktischen Jahr in einem Krankenhaus in Nairobi. Zusammen mit einigen Kenianern gründete er FOUSA, Friends of Ulu Settlement Area, zu Deutsch „Freunde der Region Ulu“. Ulu ist ein Dorf etwa 90 Kilometer entfernt von Nairobi und 60 Kilometer von der nächsten Klinik. Eine medizinische Grundversorgung gab es nicht. Für deutsche Verhältnisse banale Infektionen und für die Gegend typische Krankheiten wie Malaria und Typhus erschwerten das Leben der Menschen in Ulu und Umgebung sehr und führten besonders bei Säuglingen und Kindern oftmals zum Tod. Hier setzte FOUSA



Daniel Meyer bei der ärztlichen Versorgung von Einwohnern des Dorfes Ulu. Foto: FOUSA

ein und baute eine medizinische Grundversorgung auf. Regelmäßig kommen die Mitarbeiter nach Ulu, bieten Untersuchungen und Behandlungen an und geben Medizin aus. Finanziert wird ihr Einsatz durch einen Freundeskreis in Deutschland, der für dieses Projekt spendet. Daniel Meyer arbeitet zurzeit als Arzt im Praktikum an einem Krankenhaus in der Schweiz. Anfang 2003 war er wieder für gut zwei Wochen in Ulu. FOUSA hat eine sehr ansprechende Präsentation im Internet (www.fousa.de), die nähere Information über die Arbeit in Ulu bietet.

Übrigens ...

Das Missionsblatt ist umsonst. Aber Druck und Versand kosten natürlich Geld. Ein Exemplar schlägt mit ungefähr € 0,80 zu Buche. Bei sechs Ausgaben im Jahr 2003 macht das € 4,80.

Wenn Sie sich mit einer zweckbestimmten Spende (Stichwort „Missionsblatt“) an den Kosten beteiligen möchten, wäre die LKM sehr dankbar.

Geistliche Gemeinschaft erfahren

Aus einem Radius von über 1000 Kilometer kamen die Mitarbeiter der Lutherischen Kirchenmission im Südlichen Afrika mit ihren Familien im Februar 2003 zur jährlichen Rüstzeit in Hekpoort (nahe Johannesburg) zusammen. Die Freude über das Wiedersehen war wieder groß. Einige konnten leider nicht kommen. Auch einige Gäste aus Deutschland waren zeitweise dabei.



Teilnehmer der Missionarsfamilienfreizeit 2003.
Foto: Pahlen

Das Thema der Rüstzeit war „Geistliche Gemeinschaft“. Ein Kerngedanke war, dass die Gemeinschaft der Gläubigen nicht ohne ihren Herrn Jesus Christus denkbar ist. Seine Gegenwart prägte nicht nur die Beziehung der ersten Jünger zueinander, sondern auch das geistliche Leben in Kirche und Mission, damals wie heute.

Drei Kurzreferate und Gruppendiskussionen entlang biblischer Texte vertieften das Thema. Zum festen Rhythmus der Tage gehörten abwechslungsreich gestaltete Morgen- und Abendandachten mit Fürbittgebeten, in denen der Kirche und Mission, der HIV/Aids-

Kranken und der einzelnen Missionarsfamilien gedacht wurde. Höhepunkt der Rüstzeit war der Hauptgottesdienst mit heiligem Abendmahl, musikalisch bereichert durch einen spontan gebildeten Chor.

Viele genossen die Erfrischung im Schwimmbaden oder das Eis am Stiel. Warm genug war es. Die Mütter waren dankbar für ein paar Tage, an denen sie nicht kochen mussten. Wie immer wurde die gemeinsame Zeit zum Informationsaustausch und zur gegenseitigen Stärkung dankbar angenommen. Die Missionarsfamilien Krieser und Pahlen verabschiedeten sich von ihren Mitstreitern im südlichen Afrika. Kriesers kehren im Mai 2003 und Pahlens im Dezember 2003 nach Deutschland zurück.

(Nach K. Pahlen).

„Nicht Missionare, sondern Investoren“

Timmy soll helfen, Neugierde zu wecken. Timmy ist ein kleines Schaf mit großen freundlichen Augen. Es begleitet die Leser durch das erste „Kinderblättchen“ der Landeskirchlichen Gemeinschaft Schwerin. Timmy wirbt für Kinderturnen, erzählt Witze und stellt Quizfragen. Es rät „einem deiner Eltern“, bei den Veranstaltungen der „Pro-Christ“-Woche vorbeizukommen. Und es lässt sich in einem Comic die biblische Geschichte vom verlorenen Schaf erzählen.

Geistiger Vater von „Timmy“ ist der Missionar Christoph Scharf. Denn in Mecklenburg ist dem Herrgott nicht nur ein Schaf abhanden gekommen. „Wir fangen hier eigentlich bei null an“, erzählt der 32-Jährige, der sich in seinem Heimatland nun „Referent für missionarische Gemeindegarbeit“ nennt,

nachdem sich Nachbarn empörten, man sei doch hier nicht in der Dritten Welt. Entsprechend fiel auch die Begrüßung aus, als der Theologe im September 2002 nach Schwerin zog. „Wir brauchen keine Missionare“, schrieb ein Leser – angesichts einer Arbeitslosenquote von über 20 Prozent – in der „Schweriner Volkszeitung“, wir brauchen Investoren“.

Scharfs erstes Gebot lautet deshalb auch: „Lass dir Zeit, lerne erst einmal Leute und Strukturen kennen.“ Martin Zimmermann hilft ihm dabei. Der Prediger der Gemeinschaft hatte die Liebenzeller Mission in Baden-Württemberg um Unterstützung gebeten. Im Sommer 2003 wird noch ein zweiter „Referent“ folgen.

In der Dritten Welt laute meist die Frage, erklärt Zimmermann den feinen Unterschied, an welchen Gott man glaube. „Hier heißt es oft: Es gibt keinen Gott.“ 75 Prozent der Küstenland-Bewohner sind Atheisten, nur 1 Prozent der Menschen nimmt noch aktiv am Gemeindeleben teil. Kürzlich hat der Theologe eine Abitur-Klasse besucht. „Zwei Drittel der Schüler haben noch nie eine Kirche von innen gesehen.“

Christoph Scharf wohnt mit seiner Frau und seinen vier Kindern mitten im Plattenbau-gebiet Großer Dreesch, in dem rund ein Drittel der Schweriner lebt. Hier gehen die Teenies nicht zur Konfirmation, sondern zur Jugendweihe. Und wenn hier jemand Botschaften verkündet, dann ist es die PDS, die im Großen Dreesch 50 Prozent erzielt. 30 000 Wohnungen stehen zwei Gotteshäusern gegenüber. Im Buchladen fand Scharf die Bibel unter der Rubrik „Esoterik“.

In dieser fremden, weil Gott gegenüber gleichgültigen Welt hat er rasch gelernt, die Erwartungen herunterzuschrauben. Als Missionar ist er vor allem Realist. Scharf wäre schon froh, wenn „die Leute hier es als normal empfinden, dass es Christen gibt“. Deshalb spielt er auch mit den Jugendlichen Fußball und erzählt ihnen, warum man ein Leben mit Gott brauche.

(Weser-Kurier, 19. März 2003; gekürzt)

Treffen der Themba-Freunde in Norddeutschland

**am 14. Juni 2003
im Missionshaus in Bleckmar**

Beginn: 9.30 Uhr

Vorsitz: Walter Rosebrock

Begrüßung

Andacht

Bericht von Frau Silke Friedrich, zweite Vorsitzende des Themba-Fördervereins, über einen Besuch in Themba und eine Reise durch Südafrika mit Bildern

Informationen über neue Entwicklungen in Themba

Gedankenaustausch

Ende des Treffens gegen 12.30 Uhr, anschließend Mittagessen

Lutherische Kirchenmission
St. Johannisgemeinde Bleckmar **Kleine Kreuzkirche Hermannsburg**
laden ein zum
Bleckmarer Missionsfest 2003
mit Einführung von Missionsdirektor Pastor Markus Nietzke
am 13. Juli 2003 im Zelt

Festgottesdienst 10.00 Uhr **Einführungsgottesdienst 14.00 Uhr**

Predigt: Pastor i. R. Ernst-August Albers

Pretoria Südafrika

Kinderprogramm

Bericht: Missionar Rainald Meyer

Elsparck, Südafrika

Kindergottesdienst

Anschließend sind alle Festgäste zu einer Kaffeetafel eingeladen.

Jugend-Missionsfestival 2003

11.-13. Juli 2003

in Bleckmar

Thema: „Bist Du auf Sendung?“

Was erwartet Euch:

Am Freitagabend gibt es nach der Anreise ein brasilianisches Bar-B-Q (Grill), Lagerfeuerromantik, Musik und viele Gespräche bis tief in die Nacht.

Samstags ist erst mal Ausschlafen angesagt. Danach gibt es verschiedene Workshops rund um die Mission und um das Thema Berufung, Bibelarbeit...

Abends ist dann „Feierabend“ mit vielen lustigen, besinnlichen und informativen Beiträgen mit Musik und Gebet.



Am Sonntag findet das Missionsfest der St. Johannis-Gemeinde Bleckmar und der Lutherischen Kirchenmission, mit Einführung des neuen Missionsdirektors, statt.

Kosten wird euch der Spaß 15 Euro.

Wer dabei sein möchte, sollte sich bis zum 22.06. anmelden bei:

Jens Timme, Randsmoor 4, 29393 Groß Oesingen,
Tel.: 05838-255, jensstimme@gmx.de

Mitzubringen sind:

Ein Zelt (zum Schlafen, in Bleckmar gibt es nicht nur sternenklare Nächte),
Gitarren, Liederbücher, Geld, Einverständniserklärung der Eltern (<18) und
Geschirr und Besteck.

Eine Veranstaltung der Jugendpfarrämter der SELK im Sprengel Nord
in Zusammenarbeit mit der Lutherischen Kirchenmission